

## Abonnements-Preise:

in Paris:

Ein Jahr. . . . .	24 Francs.
Sechs Monate. . . . .	15 "
Drei Monate. . . . .	8 "

Auswärts:

Ein Jahr. . . . .	28 Francs.
Sechs Monate. . . . .	18 "
Drei Monate. . . . .	9 "

Insertionen: die Zeile à 50 Centimes.

## Vorwärts!



## Man abonnirt:

für Paris:

im Bureau central pour l'Allemagne, rue des Moulins, 32, und in der Buchhandl. von Jules Renouard et C<sup>o</sup>, rue de Tournon, 6;

in den Departements:

bei allen Postämtern und Messagerien; Deutschland, Schweiz, England &amp; in allen Buchhandlungen;

Belgien:

bei den Messagerien,

Nord-Amerika:

bei den Herren Gichtal und Bernhardt, Spruce-Street, Nr. 3, in New-York.

Erscheint Mittwoch und Sonnabends.

## Pariser Signale aus Kunst, Wissenschaft, Theater, Musik und geselligem Leben

Die Versendung des Vorwärts! geschieht stets am Erscheinungs-Tage, an unsere auswärtigen Abonnenten durch die Post, an die Pariser Abonnenten durch die Anstalt des H. Vidault, 16, rue de la Jussienne. — Sollten Blätter gar nicht oder unregelmäßig zugestellt werden, so bitten wir uns dies in frankirten Briefen anzuzeigen. — Anfragen, Beiträge, Pränumerationsgelder und Briefe wollen franco: « An die Redaction des Journals: Vorwärts, 32, rue des Moulins in Paris » eingesendet werden.

## Deutsche Bänkelsänger-Lieder.

## Das Lied vom Freiligrath.

Freiligrath der deutsche Sanger,  
Arm wie deutsche Dichter sind,  
Wollt' nicht ledig bleiben länger,  
Heirathet ein liebes Kind,  
That er's wirklich, in der That?  
Oh du armer Freiligrath!

Seine Majestät von Preußen,  
Damals mit der Press' intim  
Gab aus seiner Gnade Schteußen  
Jahr's zwölf hundert Thaler ihm.  
Nahm er an sie, in der That?  
Oh du reicher Freiligrath.

Ho spoet also geworden,  
War er bald nichts mehr für's Volk:  
Mit Pension und bunten Orden  
Stoß'n Begeistrung und Erfolg;  
Niemand nennt ihn, in der That,  
Mehr als: Armer Freiligrath!

Doch er lebte froh am Rheine  
An den Brüsten der Pension:  
Gute Braten, seine Weine  
Spendet ihm der preuß'sche Thron.  
Ich beneid' ihn, in der That,  
Oh du reicher Freiligrath!

Immer ferner, in die Weite  
Zogen sich von ihm zurück  
Alle ehrlich braven Leute  
Die verachten solches Glück.  
Hm! ich dacht' mir's, in der That,  
Oh du armer Freiligrath!

Einstens will er Lieder singen,  
Und steh' da! allein er steht;  
In die Ohren hört er's klingen:  
„Pensionirter Ho spoet.“  
Man begriff nicht, in der That,  
„Subvention“ und „Freiligrath!“

Da legt er sich schnell zum Schreiben:  
„Fürst! nimm' die Pension zurück!  
„Arm und ehrlich will ich bleiben,  
„Drei ertragen Männer Blick.“  
Also schrieb er? in der That?  
Oh du braver Freiligrath!

Ist nur die Pension bei'm Teufel  
Wollen wir dich hör'n vom Neu'n;  
Solch' Pensionchen, das macht Zweifel:  
Dichterruf muß flecklos sein.

Bist du los sie, in der That?

Oh du reicher Freiligrath.

Heinrich Börnstein.

Bruchstücke aus Friedrich II.  
Testament.

„Die Geschichte der Menschheit,“ sagt Jean Paul irgendwo, „ist viel größer und erhabener, als die Geschichte der Könige;“ doch auch diese zeigt uns im Verlaufe von Jahrhunderten zuweilen einen Mann, der unter dem Glanze der Krone Mensch zu bleiben wußte, und der uns, wenn nicht mit dem Purpurmantel auszuföhnen vermag, doch viele schwarzen Verbrechen seiner Vorgänger und Erben bedeckt.

Vielleicht können diese Worte nie eine bessere Anwendung finden, als wenn wir sie an die Spitze einiger Bruchstücke aus dem Testamente eines Mannes setzen, der mit vollem Rechte zu den schönsten Zierden des letzten Jahrhunderts gezählt zu werden verdient, mag man ihn nun vom demokratischen oder royalistischen Standpunkte beurtheilen, und als bloßen Menschen oder als Staatsregenten betrachten.

Nicht allein seine Handlungen stehen vor dem Richterstuhle der Nachwelt, auch seine Gesinnungen. Wir dürfen nur die Äußerungen, mit denen er seine Regierung antrat, zusammenstellen mit denen die er hinterließ, um uns von seinen genialen Geistes Eigenschaften einen würdigen Begriff zu bilden, und zu der Überzeugung zu gelangen, daß seine Nachfolger nichts weiter als das Geschlechtsregister mit ihm gemein haben.

„Ein Fürst,“ so sagt er bei Gelegenheit der Beurtheilung seines Großvaters, ist „le premier serviteur et le premier magistrat de l'État.“ Er ist dem Staate also Rechenschaft schuldig, über den Gebrauch, welchen er von den Abgaben macht, und er erhebt dieselben, um eine Armee zur Verteidigung des Staates zu unterhalten, um Dienste und Verdienste zu vergelten, um gewissermaßen ein „équilibre entre les riches et les obérés“ zu bewirken, die Unglücklichen aus allen Ständen und Verhältnissen zu unterstützen, „afin de mettre de la magnificence en tout ce qui intéresse le corps de l'État en gé-

néral.“ Wenn der Souverain einen aufgeklärten Geist und ein rechtschaffenes Herz hat, so wird er alle seine Ausgaben zum Nutzen des Publikums und zum möglichsten Vortheil seines Volkes einrichten.“

Dieser Äußerung setze ich eine andere aus seinem Testamente an die Seite, welches der Angabe nach vom Jahre 1769 datirt, nach seinem Tode unverändert gefunden und also auch als seine letzte Gesinnung anzusehen ist.

„Unser Leben,“ so hebt er an, „ist un passage rapide von der Minute unserer Geburt bis zu dem Momente unseres Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraumes ist: zu arbeiten für das Wohl der Gesellschaft in welcher er einen Theil des Ganzen ausmacht. Seitdem ich Antheil an Geschäften genommen, habe ich mich denselben mit den mir von der Natur verliehenen Kräften gewidmet, „et selon mes faibles lumières j'ai cherché à rendre heureux et florissant cet état, que j'ai eu l'honneur de gouverner.“ Ich habe die Gesetze und die Justiz handhaben lassen; „j'ai mis de l'ordre et netteté dans les finances“ und ich habe die discipline in der Armee erhalten, wodurch sie eine Überlegenheit über die andern europäischen Truppen erhalten hat. Nachdem ich dieser Pflicht gegen den Staat ein Genüge geleistet, würde ich mir einen beständigen Vorwurf zu machen haben, wenn ich meine Familienverhältnisse vernachlässigt.

„Gern und willig gebe ich den Hauch, der mich belebt, der wohlthätigen Natur, welche mich der Mühe werth hielt ihn mir zu leihen; meinen Körper den Urstoffen, aus welchen er zusammengesetzt ist. Ich habe wie ein Philosoph gelebt, und ich will auch wie ein solcher beerdigt werden, ohne Prunk und Geräusch; man soll mich weder seicren noch balsamiren; ich will auf der Terrasse zu Sans-Souci in dem Grabe beigesezt sein, das ich mir dort zubereiten lassen.“

„Ferner hinterlasse ich ihm den Schatz, so wie er am Tage meines Todes sein wird, „comme un bien appartenant à l'État, et qui ne doit servir que pour défendre les peuples ou pour les soulager.“

„Ich bin niemals geizig, niemals reich gewesen, auch habe ich für meine Person niemals über Biege zu verfügen gehabt. Ich habe die Einkünfte des Staates betrachtet „comme l'archo du Seigneur,“



die feine ungeweihte Hand berühren durfte.

« Les revenus publics n'ont jamais été détournés à mon usage particulier. Les dépenses que j'ai faites pour moi n'ont jamais dépassé 220 000 écus par an, aussi mon administration me laisse-t-elle la conscience en repos, et je ne craindrai pas d'en rendre compte au public.

« Le hasard qui préside au destin des hommes, règle la primogéniture, mais pour être roi on n'en vaut pas mieux pour cela que les autres. — Mes derniers vœux au moment où j'expirerai, seront pour le bonheur de cet empire. Puisse-t-il toujours être gouverné avec justice, sagesse et force! Puisse-t-il être le plus heureux des états par la douceur des lois, le plus équitablement administré par rapport aux finances et le plus vaillamment défendu par un militaire qui ne respire que l'honneur et la belle gloire, et puisse-t-il durer en florissant jusqu'à la fin des siècles! » —

Die Sorgfalt, welche er in den mislichsten Lagen stets nur darauf verwendete, daß die Kriege, die er führte, dem Staate nicht drückend werden möchten, und sein ganzes Regentenverfahren im Frieden, bilden mit den obigen Äußerungen seiner Gesinnungen die schönste und innigste Harmonie. Er betrachtete sich nie als Zweck und den Staat als Mittel, sondern den Staat als Zweck und sich selbst als Mittel.

Er verstattete auf eine ungeheuerliche Weise Pressfreiheit; diese führte zur Publizität, und diese zum Urtheil ohne Ansehen der Personen.

Friedrich glaubte wenig, wußte aber und dachte unendlich viel. Daher ehrte er die Meinungen und in diesen die Menschheit. Er hatte das große Geheimniß gefunden, daß man desto sicherer auf die Handlungen wirkt, je weniger man die Meinungen beschränkt. In keinem Staate ist freier gedacht und williger und allgemeiner gehorcht worden, als in dem, worin Friedrich regierte.

Was man heute als verwegene Demagogie verschreien würde und wofür man zeitlebens auf Festungen büßte, sprach Friedrich laut und öffentlich aus. Im Jahre 1781, als Greis von 69 Jahren, schrieb er: „Wenn man bis zu dem Ursprunge der „Gesellschaft hinaufsteigt, so ist es einleuchtend genug, daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger hat. Müßte man nicht wahnstinnig sein, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu Einem ihres Gleichen „gesagt hätten: Wir erheben dich über uns, weil „wir gerne Sklaven sein wollen, und wir geben dir „die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkür „zu leiten? Sie haben vielmehr gesagt: Wir geben „dir unser Ansehen um die Gesetze, denen wir gehorchen wollen, aufrecht zu erhalten, und Alles „zum Gesamtbesten zu lenken. Übrigens fordern „wir von dir Achtung für unsere Freiheit.

„Dies ist das Verlangen der Völker, wogegen „keine Einwendung statt finden kann, und diese Toleranz ist selbst so vortheilhaft für die Gesellschaft „wo sie eingeführt ist, daß sie das Glück des Staates bewirkt.“

Nie hat ein Regent so sorgfältig das Religions- von dem Staatsinteresse zu unterscheiden gewußt, als er. So wenig er sich hierüber eigentlich bestimmt geäußert hat, so geht doch aus seinem ganzen Regentenverfahren hervor, daß er alles, was Religion und Gottesdienst betraf, als allein die Corporation

oder das Individuum angehend betrachtete, und der Regentengewalt durchaus keine positive Einwirkung in dieselbe gestattete.

Ohne die einmal bestehenden äußern Religionsverhältnisse aufzuheben, suchte er auch nicht sie durch nähere Bestimmung zu erhalten; ohne sich mit Projekten von Religionsvereinigungen zu tragen, hinderte er die Modifikationen und Vermischungen derselben durch die natürliche Modifikation der Denkkraft nicht; ohne das Amt eines Oberpriesters zu verwalten, wirkte er doch zur Vervollkommnung des Priesterstandes unaufhörlich. Er war für den Clerus nichts als Regent, der Clerus für ihn nur Staatsbürger wie die Übrigen.

Friedrich hielt den Gang der menschlichen Natur in keiner Weise auf und trug dadurch allein schon zur Ausbildung derselben mächtig bei. Daher ist auch unter ihm die große allgemeine Revolution in der Denkkraft entstanden, welche noch jetzt fortgeht, und so lange dauern wird, bis Wahrheit und Recht in jeder Sphäre die ihnen schuldige Anerkennung finden.

German Mäurer.

### Kindermährchen.

(Schluß.)

Als sie nun in ihrem Mausloch angekommen waren, weinten sie bitterlich und sprachen: „O wir Unglücklichen! so kann uns denn Niemand helfen! weder die Henne, noch der Hund, noch der Rabe! o wir Armen!“ — Als sie nun also saßen und ihr großes Leid beklagten, erwachte davon eines von ihren Kindern, ein gar zierliches Mäuschen. Das spitzte die zarten Ohren und öffnete die feinen Augen, und als es Vater und Mutter also bitterlich weinen sah, sprang es auf und sprach: „Herzliche Eltern! was ist's, das euch also betrübet? saget mir an euer Leid!“ — Da offenbarten ihm die Eltern ihren großen Jammer, wie sie all ihre Kinder dem Kater zum Fressen bringen müßten und wie sie vergebens deshalb Hülfe und Rath gesucht bei Freunden und Nachbarn. Als das Mäuschen das vernahm, ward es ganz nachdenkend und fragte dann: „Aber sagt mir an, liebe Eltern, weshalb denn müßt ihr dem Kater eure Kinder zum Fraß darbringen?“ Der Mausvater erwiderte: „Mein theures Kind! wir müssen das thun, weil der Kater es also haben will.“ — Weiter fragte das Mäuschen: „Warum denn weigert ihr euch nicht, des Katers Befehle zu thun?“ Der Vater entgegnete: „Mein Kind! das verstehst du nicht!“ — worauf Mäuschen erwiderte: „Ei nun, so erklärt es mir!“ Die Mutter aber sprach: „Mein Kind! wir wagen es nicht, uns des Katers Befehlen zu widersetzen.“ — Und so fragte das Mäuschen noch Vieles über die Sache, und die Alten gaben ihm Bescheid, und endlich sagte das Mäuschen: „Morgen früh, wenn ihr dem Kater drei Mäuschen zum Frühstück liefern müßt, so thut das nicht, sondern laßt mich allein hingehen.“ Da begannen die Alten von Neuem zu jammern, und wollten das nicht zugeben, denn dieses war gerade ihr liebstes Kind. Aber das Mäuschen bestand auf seinem Vorhaben und ließ sich durch keine Bitten und Vorstellungen der Eltern davon abbringen. — „Was kann mir Schlimmeres geschehen, als daß mich der Kater frisst?“ fragte das Mäuschen. „Und wenn er mich frisst, geschieht mir ja doch nur, wie

meinen Brüdern und Schwestern geschehen ist, und bin ich ja doch um nichts besser als sie.“

Da nun der Morgen herankam, wo die Mäuse dem Kater drei ihrer Jungen hätten zum Frühstück liefern müssen, zog das Mäuschen getrostes Muthes zur Wohnung des Katers, nachdem es sich vorher bei den Eltern genau erkundigt über des Katers Natur und Gewohnheit. Die Eltern gaben ihm das Geleite und nahmen unter vielen Thränen Abschied von ihm. — Das Mäuschen nun trat leisen und vorsichtigen Schrittes zum Kater ein, und sah sich überall um, damit es im Nothfall die Ausgänge wüßte und wo ein Schlupfloch zu finden. Als das Mäuschen jedoch den Kater zuerst erblickte, füllte sich sein Herz mit Angst und Schrecken, bald jedoch faste es sich wieder und sah festen Auges den Kater an. Der Kater war wohl spät in der Nacht zu Haus gekommen, denn er lag noch in tiefem Schlafe. So konnte klein Mäuschen ihn ungestört betrachten. O welch ein gränliches Geschöpf war doch der Kater! Er war über die Maßen groß und stark, und sein glänzendes Fell war braun und grau gefleckt. So lag er in sich zusammengekrümmt und schlief. Als das Mäuschen ihn eine Weile betrachtet hatte, wachte der Kater auf. Da öffnete er ein Paar große feurige Augen und dehnte und reckte die Glieder und stand auf und machte einen ungeheuern Budel und gähnte, und dann legte er sich wieder hin und reckte die scharfen Krallen aus und rollte den Schweif. Als das Mäuschen die spitzigen Krallen sah und den mächtigen Rachen mit der scharfen Zunge und den vielen Zähnen, da begann es von Neuem zu zittern. Der Kater aber schloß die Augen und schickte sich an weiter zu schlafen. Da faste das Mäuschen sich ein Herz und trat vorsichtig näher, und machte einen zierlichen Reverenz und sprach mit zarter Stimme: „Großmächtigster Herr Kater!“ Als nun der Kater des Mäuschens ansichtig ward, glaubte er, es sei eins von den Mäuschen, die ihm zum Morgenbrod bestimmt, und richtete sich auf, um sein Frühstück zu verzehren. Das Mäuschen aber sprach zum zweitenmale: „Großmächtigster Herr Kater!“ — Der Kater, der nur ein Mäuschen sah, statt ihrer drei, wie er erwartete, sprach unwirsch: „Was ist das? was soll das? nur eine Maus statt ihrer drei? soll ich etwa auf mein Frühstück warten? Das will ich nicht hoffen.“ — Allerdings, großmächtigster Herr Kater!“ erwiderte das Mäuschen, „allerdings werdet ihr so heute wie auch fernerhin auf euer Frühstück sowohl, als auf euer Mittagmahl vergebens warten.“ — Der Kater spitzte die Ohren und machte große Augen, als er das hörte, und sprach: „Was sollen die müßigen Reden? — komm näher, daß ich dich fresse.“ Das Mäuschen aber kam nicht näher, sondern ging im Gegentheil noch zurück bis an ein Schlupflochlein, das es sich vorher schon ausersuchen, und dann sagte es: „Ich bin ein Bruder der Mäuschen, die ihr früher gefressen habt; ich aber wünsche nicht gefressen zu werden und werde deshalb auch nicht näher kommen.“ — „Du willst nicht gefressen werden?“ sprach zornig der Kater. „Was muß ich hören? was sind das für aufrührerische Redensarten?“ — Dem Mäuschen aber entfiel ob des Katers Zorn keineswegs der Muth, sondern festen Sinnes sprach es: „Gewiß Herr Kater! ich will nicht gefressen werden; und von nun an werden euch meine Eltern weder Frühstück noch Mittagbrod liefern.“ — „Du bist ein frecher Bursch!“ sprach der Kater, „und verdienstest, daß ich dich nachdrück-



lich bestrafte. Aber ich will großmüthig sein, und dir diesmal noch verzeihen, wenn du hinführo dich besser erweistest."

Als der Kater diese Worte gesprochen hatte, that er plötzlich einen mächtigen Sprung auf das Mäuschen zu; dieses aber war auf seiner Hut, und ehe noch der Kater seinen Sprung ausgeführt hatte, saß es im sicheren Schlupfwinkel. Von da aus sprach es: „Ihr mühet euch vergebens, Herr Kater! ihr fangt mich nicht und freßt mich nicht. Laßt euch überhaupt euer Gelüste auf Mäuse vergehen!“ — Der Kater, da er sah, daß sein Sprung misslungen, ging wieder an seinen Platz zurück und sagte: „Komm nur wieder heraus, ich will dir nichts thun!“ — Das Mäuschen aber traute ihm nicht und erwiderte: „Nein, Herr Kater, ich bin hier ganz wohl aufgehoben.“ Darauf sprach der Kater mit schmeichelnder Stimme: „Mein Kind, du bist verführt worden, daß du also redest; und auch deine guten Eltern sind verleitet worden von Verführern und schlechten Leuten, die sie aufgehetzt haben, daß sie also sich weigern, ihre Pflicht und Schuldigkeit zu erfüllen. Vermuthlich hat euch der Rabe aufgehetzt, der nur seinen eigenen Vortheil suchet, oder mein alter Feind, der Hund.“ — Das Mäuschen erwiderte: „Ihr irret, Herr Kater, wir sind nicht verleitet noch aufgehetzt worden; es ist unser freier Entschluß. Und keinesweges ist es unsere Pflicht und Schuldigkeit, uns von euch fressen zu lassen.“ — „Allerdings!“ entgegnete der Kater, „ist es eure Pflicht, euch fressen zu lassen, wie es mein Recht ist, euch zu fressen. Seit Jahrhunderten haben meine Vorfahren Mäuse gefressen, also ist mein Recht wohlbegründet, und ihr seid schuldig, euch von mir fressen zu lassen.“ — „Mit nichten, Herr Kater!“ sprach das Mäuschen, — „wenn unsere Vorfahren sich von den euren fressen ließen, so wollen wir jetzt klüger sein.“ — Der Kater entgegnete: „Ihr seid dummes, ungelehrtes Volk, und sehet nicht ein, daß es nur zu eurem eigenen Wohle ist, was ich für euch thue. Ihr versteht euer eigenes Bestes nicht!“ — „Nein, Herr Kater!“ sprach das Mäuschen, — „das vermögen wir wirklich nicht einzusehen, was es uns frommen könne, daß ihr uns freßt! Lebt wohl, und seht euch von nun an anderwärts nach Speise um!“ — Der Kater sagte: „Ihr seid ein undankbares Geschlecht! So Tag als Nacht quäle ich mich mit Sorgen um eure Wohlfahrt, und nun behandelt ihr mich so pflichtvergeßener Weise! Wie habe ich das um euch verdient?“ — „Ei nun!“ erwiderte das Mäuschen, — „desto besser für euch, wenn wir euch jetzt diese Mühe abnehmen und selbst für unsere Wohlfahrt sorgen wollen. Lebt wohl, und gedenket unser.“ — Da nun der Kater sah, daß es Ernst sei, dachte er, es sei wohl besser andere Saiten aufzuziehen. Deshalb sprach er: „Mein Freund! laß uns vernünftig über die Sache reden; wir wollen uns in Frieden vertragen und einen Vergleich schließen. Ich will ja nur euer Wohl und euer Bestes, und gern bin ich daher, so ihr es wünschet, bereit einen Theil meiner wohlbegründeten Rechte aufzugeben. Ich will mich von nun an mit drei Mäuschen den Tag über statt mit sechs begnügen, das ist doch wahrlich ein großes Opfer, welches ich euren Wünschen bringe.“ — „Nein, Herr!“ sagte das Mäuschen; „ihr bekommt auch kein einziges mehr. Lebt wohl!“ — Da ward der Kater zornig, und pruhstete und fauchte und schnaubte: „Rebellisches Gesindel! so

ziehe ich denn meine Hand von euch ab! geht hin, und seht zu, wie ihr ohne mich fertig werdet!“ — „Lebt wohl, Herr Kater!“ sicherte das Mäuschen in seinem Schlupfloch, und lief davon.

Daheim sagte es seinen Eltern die frohe Mähre an. Die waren in großer Angst und Sorge um ihr Kind gewesen; als sie es aber frisch und gesund zurückkommen sahen, und hörten, wie es ihm mit dem Kater ergangen, waren sie hoch vergnügt und tanzten vor Freude, daß sie so von dem garstigen Kater freigekommen.

Seit dieser Zeit muß der Kater, wenn er Mäuse fressen will, sehen, daß er deren fängt.

Diese Fabel lehrt, daß so leicht Niemand gefressen wird, der sich nicht fressen lassen will.

### Aus Berlin.

„Es ist mir vorgeworfen worden, daß ich manche Idee zu oft wiederhole, zu oft wieder auf dieselben Ideen zurückkomme, diese drehe und wende und in die verschiedensten Details ziehe. Mag sein, aber wäre denn dies Grund zu einem Vorwurf? Die ideale Masse des Zeitgefühls, des Bewußtseins dessen, was geschehen muß und soll, sei der Regen, der tropfenweise den Stein höhle — non vi sed saepe cadendo. Wir können nicht wie Moses mit einem Zauberstabe an die Felsen des Bestehenden schlagen, um ihnen die Quellen des modernen Lebens, das Ideal der Zeit zu unserer Labung zu entlocken; wir müssen, um mich einer sehr genial gemünzten Phrase zu bedienen, „auf der Bahn des besonnenen Fortschritts fortschreiten,“ wir müssen das Ideal und die Nothwendigkeit der Zeit detailliren, von jeder Thatsache aus darauf emporblicken, jede Tagesneuigkeit in diesem Lichte betrachten. Das sollen die Zeitungen thun, das thun aber die Zeitungen nicht, mit Ausnahme weniger. — Da hat mir eben ein junger Berliner, der aus dem grünen Schlesiens zu uns gekommen, ein Heftchen geschickt, das er mir wie aus der Seele geschrieben, namentlich Folgendes: „Die Zeitungen lesen können, ist in der That keine Kleinigkeit, besonders wenn es deutsche sind. Die deutschen Zeitungen sind so verworren und zertheilt, wie die Grenzen der verschiedenen deutschen Lande. In die deutschen Zeitungen muß man erst eine Gestimmung hineinlesen, denn heraus lesen kann man keine, weil sie entweder wirklich keine haben oder keine haben dürfen. Die deutschen Zeitungen annonciren die Geschichte nur, sie sind nur Speisezetteln der Politik. Sie melden mit demselben Gleichmüthe, daß in Baiern der Pfarrer, der gegen das Kniebeugen der protestantischen Soldaten geschrieben, auf die Festung geführt worden, wie sie melden, daß in Berlin Dieser einen Orden, Jener einen Hofrathstitel bekommen. Sie zeigen immer dasselbe Gesicht, sie werden nicht warm, sie gesticuliren nicht. Sie sprechen den Fluch nicht über das Böse und den Segen nicht über das Gute, sie melden nur Beides an.“ Viele Schuld liegt allerdings außerhalb den Redactionen, aber sie könnten ungeachtet dieser Schuld, die von Außen auf ihnen lastet, viel mehr thun für die Interessen der Gegenwart und wenigstens den Platz ihrer Spalten, der mit den jämmerlichsten, bedeutungslosesten Neuigkeiten gefüllt wird, vernünftiger, mit anregenden Betrachtungen, Erörterungen und Reden füllen. Die deutschen Zeitungen sollten auch Redner sein. Ich will hier

mit nicht sagen, man solle bedeutungslos erscheinende Tagesereignisse ignoriren, nein, die Zeitungen müssen die Zeit just bis in die kleinsten Details verfolgen; aber dieses kalte, trockene Hinsetzen solcher Dinge, wie zum Beispiel daß Einer krank geworden, in der Besserung begriffen, daß ein Anderer an- oder durchgekommen oder abgereist sei, daß man dort zusammengekommen zu einem Essen, einem Concert, einem Dejeuner, Diner, Thee u. s. w., diese Lohulakai-Interessantheiten gehören nicht in die Zeitungen.“ — Obige Stelle ist aus dem zweiten Hefte der „Berliner Stecknadeln“ von Feodor Wehl, der schon mehre Hefte „Berliner Wespen“ herausgab. Der junge, geniale, frische Schriftsteller ist zu geistreich für's Volk, zu fed, zu witzig, zu leicht für den deutschen Philisternerst; man will ihn noch nicht recht für voll anerkennen; aber er verdient die wärmste Anerkennung und Liebe. Das ganze reiche, volle Bewußtsein ist in ihm aufgegangen; es ist warm, lebendig, frisch quellend in ihm; er spritzt es aus in den kesssten Einfällen und treffendsten Schlagsätzen, welche oft eine ganze verworrene Masse von Einzelheiten und unerklärlichen Thatsachen plötzlich für das Verständniß durch und durch erleuchten. Besonders treffend ist ein Artikel: „Der Berliner Witz und die Geschichte.“ Ich will die Hauptgedanken theils wörtlich, theils andeutend hersetzen. Berlin ist anders geworden, es ist nicht mehr das Berlin von 1830. Es ist nicht mehr im Stande, über den Pas einer Tänzerin in Enthusiasmus zu gerathen, und einer Sängerin feierliche Serenaden zu bringen oder die „Bosische“ nur wegen der Concert- und Opernreferate L. Kellstabs zu lesen. Berlin hat alle seine Puppen und Steckenpferde bei Seite geworfen; es lächelt nicht mehr so wohlgefällig, sein Witz ist melancholisch geworden. Der Berliner Witz war (wie Th. Mundt sagt) bisher der Kobespierre der Berliner, ihre Freiheit, ihre Charte, ihre Constitution, ihr Alles und ihr Nichts. „Der Berliner Witz war die lebenswürdigste Feigheit vor der Geschichte, die es geben kann. Er war stolz auf diese Feigheit. Der Berliner Witz war aber nur so lange mächtig, als er eben jene Feigheit vor der Geschichte war, die Feigheit vermöge welche er die Geschichte nicht etwa hinterrücks bekämpfte, sondern sie compromittirte, lächerlich machte, gleichgiltig gegen ihren Haß, gleichgiltig gegen ihre Liebe. — Jetzt ist der Berliner Witz gefallen, gestürzt; er sieht bleich aus, er kneift die Lippen; die Geschichte hat ihn unversehens überrumpelt und gefangen genommen; sie hat ihn nun zu ihrem Claqueur gemacht, er steht im Parterre und klatscht. Der Berlinische Witz lag wie eine Sphinx vor den Thoren Berlins; die neueste Geschichte hat seine Räthsel gelöst; aber statt sich in den Abgrund zu stürzen und mit einer letzten Feigheit seine hundertjährige Feigheit sieghaft zu krönen, kroch er elend zu Kreuze und bot sich der Geschichte zum Lohndiener an. Er führt sie nun auf allen Plätzen, in allen Straßen umher, ihr die Merkwürdigkeiten von Berlin zu zeigen.“ — Die Geschichte ist da in Berlin, ist herrschend, aber sie selbst wird hier nur als Usurpator geduldet, man hat Furcht vor ihr. Die Furcht vor der Geschichte, das ist das Charakteristische, das Wehl außer Acht gelassen. Der Berliner Witz hat sich der Geschichte nicht ehrlich unterworfen, er ist perfide, er conspirirt gegen sie, er macht ihr Krachfüße, um ihr gelegentlich die Augen auszukrauchen. Er glaubt nicht an die Ge-



schichte, er fürchtet sich nur vor ihr, wie gesagt. — „Das Herz hat Berlin nicht gepocht, als in den sächsischen, bairischen und bairischen Kammern die edelsten Männer für Recht und Freiheit sprachen; es hat sich lieber die Scandale der spanischen Tänzerin Lola Montez erzählt. Es hat gelächelt und gewitzelt und gesagt: „Es hilft doch Alles nichts, es bleibt Alles beim Alten.“ Das wird's nicht, nein! Aber Berlin glaubt's und glaubt nicht an die Geschichte, die den Witz jetzt zu ihrem Narren gemacht hat. Der Berliner Witz steckt jetzt sein grinsendes Gesicht hinter's Gebetbuch und gedenkt die Geschichte durch Beten zu vertreiben, wie gläubige Seelen den Teufel durch dieses Mittel zu verschrecken meinen. In diesem tragischen Dilemma befindet sich Berlin jetzt, und dieses geklemmte Verhältniß wirft auf die meisten Details der neuesten Geschichte erst das gehörige Licht zum Verständnis.

### Deutsche Zeitungsschau.

Vom 1. Juli an erscheint in Luxemburg ein deutsches Blatt: Die „Luxemburger Zeitung.“ Dies war ein langgefühltcs Bedürfnis. Möge nun aber auch die neue Zeitung deutsche Sprache, deutsches Wesen und das Anhalten der Deutschen in Luxemburg an das große gemeinsame Vaterland stets rüstig betreiben und verfechten, dabei allen Rückschritten feind, auch der holländischen Propaganda und denen, welche Luxemburg vom deutschen Lande ablösen wollen, kräftig entgegentreten.

Artikel wie die des Hofraths Rousseau (wir haben bereits die Mittheilung gegeben, die den Artikel Herrn Wittmann zuschreibt, und glauben auch nicht, daß er aus Rousseaus Feder floß, — aber Herr Rousseau redigirt das Feuilleton der „preuß. Allgemeinen“ und ist daher mitverantwortlich) in der „Allg. preuß. Zeitung“ gegen Herwegh, sind, außer der bodenlosen Gemeinheit der Gesinnung der pietistischen Seelen, welche einem Nebenmenschen den Selbstmord prophezeihen, auch noch als politische Polemik von Seiten eines Regierungsorgans eine grenzenlose Ungeschicklichkeit; denn offenbar wenden solche Angriffe dem also Angefeindeten die öffentliche Theilnahme nothwendig zu, und rufen auf das Regierungsorgan Mißachtung und Ekel. Wie beispiellos klug doch die Berliner halb-offiziellen Publicisten zu Werke gehn! Wären die Leiter der Berliner Regierungspresse nicht so überaus klug, der Berliner sagt superflug, man sollte glauben Herr Rousseau (kein Jean Jacques) et Consorten schrieben diese Artikel aus Perfidie, um der Regierung, welche sie besoldet, zu schaden. Die preussische Regierungspresse ist der schlimmste Demagoge in Berlin. Wenn Herr von Tschoppe noch lebte, der Mann würde die Leute bald nach Spandau oder in die Charité (Narrenhaus) geschickt haben.

### Pariser Plaudereien.

Sue's „Ewiges Jude“ macht die deutschen Verleger ungeheuer lästern, — jeder will eine Übersetzung herausgeben, und es wird bald von „ewigen“ und andern „Juden“ wimmeln in Deutschland, wie es bereits von „Geheimnissen“ aller Art und aller Farben wimmelt. Die Concurrenz arbeitet fabrikmäßig au rabais. Der Leipziger Buchhändler Kollmann wird in einigen Tagen hier erwartet, um den letzten Bissen des neuen Sue'schen Romans seinen Kollegen vor dem Munde wegzuschnappen. Er hat den hier lebenden Literaten Herrn Wesch mit einer Übersetzung beauftragt, und soll, wie man erzählt,

das Eigenthumsrecht der Übersetzung für ganz Deutschland von Herrn Sue gekauft haben; — zugleich wird versichert, daß an dem Tage, wo hier im „Constitutionnel“ das erste Kapitel erscheint, in Leipzig auch schon das erste Bändchen der Übersetzung ausgegeben wird. — Uns klingt dieses hier in buchhändlerischen Kreisen circulirende Gerücht wie eine Blague. Erstens glauben wir nicht, daß in Deutschland ein Gesetz bestehe, welches einem Buchhändler verbieten kann, sich eine Übersetzung durch einen andern Übersetzer machen zu lassen und selbe zu verlegen, und da man Ähnliches auch schon von der Wof'schen Buchhandlung in Berlin und der Übersetzung der Thiers'schen „Geschichte des Kaiserreichs“ erzählt, so wäre es schon des Rechtspunktes wegen sehr interessant, hierüber die Meinung des „deutschen Buchhändler-Vereinsblattes“, der „Preßzeitung“ u. s. w. zu hören. Zweitens aber erklärt der „Constitutionnel“, daß die Ausgabe in Bänden immer erst vier Monate nach Beendigung eines Bandes im Feuilleton des „Constitutionnels“ erfolgt; — erschiene nun die deutsche Übersetzung, wie man hier erzählt, sogar vor dem französischen Original, so könnten wir den Lesern des „Constitutionnel“ hier schon die Entwicklung des 3. B. zehnten Kapitels mittheilen, während sie noch beim dritten sind. So ungeschickt sind aber weder Herr Sue, noch Herr Veron. Jedenfalls glauben wir, daß man doch erst in Deutschland das Erscheinen eines Bandes abwarten sollte, um zu wissen, ob die Geschichte auch das Übersetzen lohnt; — uns kommt der „ewige Jude“ wie eine Fabrik-Arbeit auf Bestellung von accreditirter Firma vor, und wir erinnern z. B. nur an den neuen Roman Georges Sand's: „Jeanne“, den der „Constitutionnel“ jetzt veröffentlicht, und der trotz des großen Rufes der Verfasserin doch matt, schwülstig und gedehnt ist.

Der letzte Ball der Gräfin Appony war äußerst glänzend. Raab's neue „Polka“ machte den Glanzpunkt des Abends aus; — sie wurde supérieurement getanzt und noch mehr supérieurement goutirt. Wir haben etwas zu voreilig den Tod der samösen Polka angezeigt; — seitdem sie bei dem Hoffeste in Versailles (von Corali und Olla Maria) getanzt worden ist, ist sie hoffähig geworden, — das hoffährtig werden wird ihr nun nicht fehlen.

Eine neue Oper. Unser deutscher Landsmann, der hier lebende Compositeur Niedermayer, Verfasser des in der großen Oper mit Beifall gegebenen: „Strabella“, ist von Herrn Léon Pillel mit der Composition einer neuen dreiactigen Oper beauftragt worden, deren Buch sehr interessant sein soll.

Ball- und Concert-Monstre. Unsere Leser wissen bereits, daß die Industrieausstellung der verspäteten Eröffnung wegen, nicht am letzten Juni geschlossen wird, sondern bis 15. Juli offen bleibt. Was sie aber vielleicht nicht wissen, ist, daß sodann das große Ausstellungs-Local zu einem riesenhaften Doppelfeste, Euterpen und Terpsychoren gewidmet, benutz werden wird. Am 18. Juli, um 1 Uhr Mittags, findet darin ein großes Musikfest, nach Art der deutschen Musikfeste, unter Hector Bertioz Leitung statt. Die Orchester sämtlicher Pariser Theater, alle Künstler des Conservatoriums, die Sänger der beiden Opern, alle Chorsänger und Chorsängerinnen der Theater, des Conservatoriums u. s. w., kurz was in Paris nur von tauglichen musikalischen Kräften aufzutreiben ist, werden zu einem Ganzen vereinigt, und mehrere grandiose Vocal- und Instrumental-Piecen, meistens im einfachen und ernsten Style der alten Meister ausgeführt werden. Sonntag, am 21. Juli, findet in demselben zum Ballsaale umgeschaffenen und glänzend decorirten Local ein großes Ballfest statt, bei dem Strauß das Orchester von 300 Musikern leitet. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit den deutschen Blättern, daß es nicht, wie sie immer glauben, der Wiener Wasserheros Strauß ist, von dem die französischen Journale sprechen, sondern ein anderer Strauß, auch ein Deutscher und ein recht wackerer Künstler, der sich hier als Ball-Dirigent und Componist schon einen großen Ruf erworben hat.

A. Weill zerarbeitet im „Satan“ den armen Professor Taillandier (in Montpellier), wegen seiner Artikel über die deutsche Literatur in der Revue des Deux-Mondes, ziemlich unbarmerzig. Herr Taillandier läßt

sich allerdings oft große Irrthümer zu Schulden kommen und ist meist oberflächlich, aber man liest seine Artikel doch noch mit zehn Mal mehr Vergnügen, als z. B. Herrn Gupkows schlafmüßige Literatur-Artikel. Ubrigens tadeln wir Herrn Weill durchaus nicht dem französischen Professor so scharf zu Leibe gegangen zu sein, — wünschen aber nur, daß dahinter nicht etwas Göpdienererei für Gupkow stecke, der auf Herr Taillandier, wegen versagten Wehrauchs, nicht gut zu sprechen ist.

Der böse Kaiser von Rußland! Nicht nur Lablache will er uns nehmen, auch die ewig launige und geistesjunge Desjaret will er uns rauben. Nun begreifen wir, warum man von einer Incognito-Reise des Czaren nach Paris murmelte; — er wollte die entente cordiale zwischen Olla Déjaret und Herrn Dormeuil, Direktor des Palais-Royal-Theaters, stören.

Allein Seine Majestät der Beherrscher aller — (wir hätten uns bald verschrieben und: „Preußen“ hingesetzt) aller Neußen kommt nicht nach Paris. Sein Geschäftsträger, Graf Kisseff, hat die ganze Sache arrangirt; — in seinem Auftrage begab sich der der Gesandtschaft attachirte Fürst Trubekoi zu der gefeierten Schauspielerin und legte ihr einen von dem Kaiser Nikolaus unterzeichneten Vertrag vor, in welchem die Summe des Gehaltes en blanc gelassen worden war; — mit diplomatischer Feinheit und Präcision sagte er zu ihr: „Schreiben Sie und dann unterschreiben Sie.“ — Olla Déjaret aber sagte gar nichts als: «Voilà!» füllte die leere Stelle mit 100 000 Francs aus und unterzeichnete dann in anmuthigen calligraphischen Schnörkeln: Virginie Déjaret. — A revoir — pour jamais!

Wo ist Dr. Karl Gupkow? Eine anständige Belohnung bieten wir jedem, der uns sagt was aus dem Herrn K. Gupkow der „Kölnischen Zeitung“ geworden ist. Seit seiner Desavouirung durch die Redaktion sieht und hört man in dem ganzen Erdgeschosse der „Kölnischen“, Feuilleton genannt, nichts mehr von ihm. Wir nehmen alle Tage die „Kölnische Zeitung“ in die Hand, wir suchen, — eitle Hoffnung! „Die Nummern rauschen auf, sie rauschen nieder, — den Dr. Gupkow bringt uns keine wieder.“ — Die „Kölnische Zeitung“ soll seit diesem frohen Ereignisse mehrere hundert neue Abonnenten gewonnen haben. — Von einer andern Seite meldet man uns, daß Gupkows literarische Thätigkeit für das Feuilleton der „Petersburger Hofzeitung“ gewonnen ist.

Deutsche Dichter in Paris. Unser geistreicher Landsmann H. Heine geht im Juli in die Bäder von Barèges und dann wieder nach Hamburg; — seine leidenden Augen sollen am ersten Orte Heilung finden; — wenn nur das, was er darauf in Deutschland sehen wird, sie nicht wieder schmerzhaft angreift. — Hebel, der gemüthvolle Dichter, ist hier und arbeitet an mehreren, wie wir hören, großartigen dramatischen Conceptionen. Sind sie das wirklich, so werden sie auf der deutschen Bühne bei ihrem jetzigen Zustande kein großes Glück machen; — ein Bischen: „Hoff und Schwert“, — ein Bischen: „Bernsteinherz“, ein frivolcs Lustspielchen und etwas griechische Spielerei, das ist das Höchste was Publikumchen in Deutschland als geistige Diät erlaubt ist.

List's Krankheit. Unser hochbegabter Landsmann befindet sich auf dem Wege der Besserung; die Ärzte wollen ihn in acht bis zehn Tagen aus den Händen lassen; — er wird diese Freiheit nach der langen Gefangenschaft des Krankentagers zu einer Rundreise durch Frankreich benutzen und Lyon, Bordeaux, Marseille, Toulon und die Provence besuchen. Ob er daselbst Concerte geben wird? fragen die Leser. Wir wissen zwar nicht, was List thun will, was aber das Publikum dieser Städte thun wird, wissen wir; — es wird ihm die Pferde ausspannen, der Postmeister wird ihm andere verweigern, der Präsekt wird ihm seinen Paß nicht zur Weiterreise visiren, er wird nicht essen, trinken und schlafen können, ja vor lauter Deputationen und Unterhändlern keinen Augenblick Ruhe haben, bis er nicht ein Concert gibt; — hat man List aber ein Mal gehört, so will man ihn noch ein Mal hören und so wird ein zweites Concert folgen, dann ein drittes, und aus der Lust- und Erholungsreise wird wieder nichts.

Redacteur: Heinrich Bornstein.

Druck mit Schnellpresser von Paul Renouard  
rue Garibaldi, 5.